Der Hausfreund

Unterhaltungs-Beilage zur

Deutschen Rundschau

Nr. 12. Bromberg, den 13. April 1922.

Der Moosnarr.

Roman von Emil Uellenberg.

(15. Fortsetzung.) ——— (Nachdruck verboten.)

Der Alte fiel wieder in den unheimlichen Ton. Salmaser sah, wie die stete Angst, belauscht zu werden, zur Gewohnheit in ihm geworden war. Einmal schickte er ihn auf den Gang hinaus, um nachzusehen, ob nicht der Heimgekommene hinterm Türbrett horche. Als er zurückkehrte und seinen Platz wieder einnahm, zog der Greis ihn tief zu sich herunter.

„Ein Leichter ist er, der Jakob ... immer gewesen, schon als Kind ... Wie er größer wurde, hat ihm der Lump aus den Augen herausgeschaut, ist schon ein Kreuz und Elend mit ihm gewesen. Alleweil hinterhältig und verlogen war er, zudem grausam und roh, kein Kind hat er ungequält, kein Tier gar am Leben lassen können ... Ein rechter Saukerle steckt in dem ... wohl, wohl! Grad so einen werd' ich auf den Hof hersetzen ... haha ... grad den, den Siech, den liederlichen ...“

Ein höhnisches Kichern folgte den brutalen Worten, die keuchend aus dem faltigen Munde kamen.

„Wohl, wohl ... das wär noch's Rechte, den und das Weibsbild, das blöde Laster!“

„Am besten bleibt Ihr noch recht lange selber da“, sagte Salmaser. Er hob den Kopf und suchte die müdgekämpften Augen des Alten. Und einen wüßt ich Euch, bei dem der Hof einmal in guten Händen wär, und der Euch gut ist. Badstuber — —“

„— — mir — gut — ist — —“

Ein hilfloser Ausdruck trat in die versteinerten Züge des Bauern. Sein Gesicht verzog sich zu einem Grinsen, hinter dem der rauhe Mann seine Rührung verbarg.

„So ist es, Badstuber.“

Da hielt der Alte sich nicht mehr. Eine ungeheure Bewegung schüttelte den ausgemergelten Körper, die eingesunkenen Augen füllten sich mit Tränen, und er weinte wie ein kleines Kind.

„Daß du, grad du mir das sagen mußt“, schluchzte er, „du, der eigentlich allein noch Grund hat, mich zu hassen — —“

„Nein, Badstuber, dazu hab ich keinen Grund ... Wenn und was Ihr gefehlt habt — Ihr habt es heiß bereut und schwer gebüßt, Ihr dürft Euch einmal ruhig schlafen legen ... Aber leben sollt Ihr ja! ... Seht, der Veri, der Bub, ist noch jung, er kann noch viel von Euch lernen; dann wird er einmal ein treuer Sachwalter sein, der Eurem Alter zugleich ein rechter Schützer ist — —“

„Wohl, wohl ... gern hab auch ich den Bub ... und wenn er und das Mädle einmal ein Paar werden wollen — der Christazhof hat noch Platz für alle beide.“

Der Alte lächelte durch die rollenden Tränen hindurch.

„Das Mädel, die Monika?“ fragte Salmaser überrascht. Unwillig schüttelte der Alte den Kopf.

„Nein ... die bei dir droben ist, die — —“

„Die Lydia Bachammer ...?!“

„So heißt sie wohl, ja.“

„Aber die zwei sind doch Bruder und Schwester, Badstuber.“

„Stiefgeschwister, wohl, wohl ... aber nicht leibliche ... verwandt miteinander sind sie nicht.“

Basil Salmaser antwortete nicht. Er war mit seinen Gedanken beschäftigt, die auf einmal fremde Wege gingen.

„Ist es nicht mitgekommen, das Mädel?“ fragte der Bauer in das kurze Schweigen.

„Doch ... sie ist bei dem Buben in der Küche.“

Zerstreut blickte Salmaser durch das Fenster.

„Da wird der Veri einen Festtag haben heut.“ Der Alte sah ihn lächelnd an. Seine Tränen waren versiegt. Als wär er ein paar Leidensjahre jünger geworden, trat ein Glanz in seine Augen. Sie lagen in hoffender Liebe auf dem großen Menschen ihm zur Seite ... Und vom Unsegen sprach er heut nicht mehr ...

Auf dem Gang draußen huschten rasche Schritte. Gleich darauf klopfte es. Der Bub trat ein. Hinter ihm schob sich Lydia Bachammer durch den schmalen Spalt der Tür. Freundlich sah der Greis den Beiden entgegen.

„Der Jakob und die Zenzi — —“ meldete der Veri, „sie kommen hinten über die Felder.“

„Wir wollen gehen“, sagte Salmaser zu dem Mädchen und gab dem Alten die Hand.

Vor dem Hause traf er den Schäffeler Jakob und die Magd.

„So, so ...“ zischte die ihm giftgeschwollen zu, „gibt's was erbzuschleichern da herunten?“

„Das möchten andere nötiger haben als wir,“ gab er kalt zurück und ging vorüber.

Er lächelte befriedigt vor sich hin ... Vor denen würde der Bauer vorläufig sicher sein!

„Komm, Lydia“, sagte er, „wir wollen wieder auf die Höhe steigen.“

„Ja, Herr ... hier unten ist es so trübe ... oben ist es rein und hell.“

„Aber du hast dich doch gefreut, den Veri wiederzusehen?“

„Aber sicher, Herr ...“ sagte sie eilig, „es klang gewiß recht undankbar, was ich soeben sagte.“

„Warum?“

„Weil ich doch hab mitgehen dürfen. Aber nun freue ich mich wieder auf die Stille droben.“

„Wirklich?“

„Ja, Herr ... man soll sich immer auf was Neues freuen, dann kann man niemals traurig sein.“

„So, so,“ meinte Salmaser nachdenklich.

Tapfer schritten sie nebeneinander aus. Sacht kroch die Dämmerung über den verschneiten Grund.

Basil Salmaser ging neben dem schönen Mädchen wie ein Träumender. Sie erreichten den Wald. Durch dickverschneite Fichtenbestände wanderten sie. Salmaser spürte eine Schwere in den Gliedern, die er längst gestorben wähnte. Frauen in Schwanenpelzen waren ihm mit einem Mal die eingemummten Tannenbäume, Weiber, die ihm winkten, deren lüsterne Augen sich am Himmelsblut entzündet, das durch die Zweige troff.

Harmlos hielt das Mädchen mit ihm Schritt. Einmal berührte er im Zufall ihre Hand. Er zuckte zurück, als wär er glühendem Eisen zu nah gekommen.

Als sie oben waren, nahmen wieder andere Gedanken von ihm Besitz. Alles was an diesem Tage auf ihn eingedrungen war, wogte wild in ihm durcheinander.

Auch in der Nacht fand er keine Ruhe. Heiß war ihm. Er mußte das Fenster öffnen. Seine Träume wurden begehrlich, schlichen auf verbotenen Wegen in ein reines Mädchenstübchen, bis der Schlaf seine Stirn streichelte und sich mild auf seine schweren Lider legte.

Früh am Morgen erhob er sich von seinem Lager.

In der Küche brannte schon das Feuer.

Eine tiefe Scham regte sich in ihm.

Als Lydia Bachammer ihm mit einem Bündel Holz auf den Armen entgegentrat, schaute er in zwei sonnenklare Augen. Ihr Lächeln hatte heilende Kraft, die seine Seele wieder frei machte. Er fühlte beglückt das Wunder reiner Weibeshoheit und aller Dunst aus seinem Herzen war verflogen.

9.

Keusch und weiß lag nun der Winter schon seit Monaten auf dem Land. Wie ein gütiger Künstler war er gekommen und hatte alles Häßliche draußen in Bilder aus dem Märchenbuch verwandelt.

Wenn er nur nicht selber gar so wandelbar gewesen wäre! Einem richtigen Menschenkinde glich er in allen seinen Einfällen und Launen.

War er fröhlich, lud er sich die Sonne zu Gast und wurde zum Verschwender; ganze Hände voll Diamanten streute er über seinen Hermelinmantel, daß die himmlische Jungfrau sich kokett in ihnen spiegeln konnte.

Gar oft aber machte er ein trübes, graues Gesicht, das weder ihn noch einen anderen freute. Prustend und spuckend rumorte er dann umher, bis er gar in blinder Berserkerwut die Himmelstüren einrannte und die Stürme herausließ.

Das war dann eine schöne Bescherung.

Im Dorf unten wußte der Gegenbauer ein Lied davon zu singen, dem das halbe Dach eines Morgens vor der Haustür lag.

Am schlimmsten sah es in den Wäldern aus. Ein Riese war hindurch geschritten, hatte rechts und links auf seinem Wege die Bäume ausgerissen und wie geknickte Zündhölzer über- und durcheinander geworfen. Ganz wie ein Trunkener, der daheim den Glaskasten zusammenschlägt, ganz wie die Menschheit im Krieg...

„Das ist jetzt ein Malör," sagte der Riedlesmüller und kratzte sich hinter dem Ohr.

„Malör sagst?"... Der Geigenbauer brummte. Unwillig stieß er eine Ziegelscherbe mit dem Fuß beiseite.

Leute sammelten sich um den Trümmerhaufen. Der Dorfschmied trat herzu, der Gemeindekassierer, der Kaufmann Gimple, der zum „neuen Reichtum" zählte.

Josepha Göser, die Lehrerstochter, griff das Wort auf und meinte spitz: „Es kann auch noch was anderes sein als Unglück..."

„Eben das hab ich sagen wollen," stimmte der Gegenbauer bei.

„Ha no," mischte sich der Tannenhofer ein, „ein Unglück ist's und bleibt's."

„Aber einen Grund wird es haben — —"

„Der Wind, he ja..."

„Und den schickt Gott!" Alle schauten die Lehrerstochter an.

„Wär kein Wunder, wenn ihm endlich die Geduld ausging," brach der Rößlewirt das eingetretene Schweigen.

„Eine Straf' wär's also?"

„Oder doch eine Warnung, daß die Lumperei in der Welt nun groß genug geworden ist."

„Das will ich meinen," sagte der Gegenbauer, „was heut mich trifft, kann morgen einem anderen passieren."

„Wenn wir die Sünd' so offen unter uns dulden, warum nicht?" nahm die Josepha wieder das Wort.

„Daß der Salmaser Basil nicht von vorneherein dich genommen hat, gell' Seph?"

„Der Moosnarr!"

„He nu... damals war er halt dem Salmaserhofbauer sein Einziger."

„Geschwätz! Die Sünd' ist, daß kein rechter Pfarrer am Ort ist, der die Unehr austreibt."

„Und wo müßt nachher der Pfarrer hin?"

„Ich denk, das wüßt ein jeder."

„Zur Mooshütte 'nauf?"

„Ganz recht... Bescheid weißt also doch! Und an der Käserei könnt er auch grad vorbei gehen, der Pfarrer, und Halt machen, 's ging in einem."

„Wohl, wohl..." bestätigte die Fränz höhnisch, „wenn er vom Schulhaus seinen Ausgang nähm, wär's der nächste Weg."

Alles lachte und wartete, daß die tugendsamen Jungfrauen sich in die Haare fahren würden.

Da nahm der Rößlewirt mit seiner schmalzigen Stimme den Gedankengang wieder auf und sagte laut in den Haufen: „'s ist schon etwas dran, was die Seph' da meint. Oder wär schon vergessen, was der Martin vom Berg herunter hat mitgebracht?"

„Grad hab' ich's sagen wollen," fiel der Gegenbauer ein, „wir sind alle mitschuldig dran."

„Frech ist er, der Moosnarr, das muß man schon sagen." Der Tannenhofer spuckte aus.

„Ein Mensch aus der Stadt soll es sein..."

„Die, wo er bei sich hat?"

„Wohl, wohl... und einschließen tut er sie, wenn er fortgeht."

„Daß keiner in sein' Sündenpfuhl 'neinschauen kann."

„Das glaub ich!"

So waren sie. In der ewig gleichen Gewohnheit befangen gingen sie ihren Trott durch ihr eintönig-arbeitsreiches Leben. Was von außen kam oder sich anders räusperte wie sie selber, das blieb ihnen fremd, feindlich standen sie ihm gegenüber. Sie saßen nun mal jahraus, jahrein in ihrer rauhen Abgeschiedenheit, wußten sehr wohl, daß hinter den Bergen, unter ihrem himmelnahen Hügelland der laute Weltstrom brauste, an dessen Ufern zu wohnen, dessen Leben zu verkosten ihnen aber für immer verschlossen blieb. Wie gesagt, sie wußten es und rächten sich auf ihre Art, indem sie alles Fremde einfach haßten und vom Eigenen verachteten, was über den Zaun zu setzen wagte. Wer seitwärts ging, auf weniger ausgetretenen Wegen, als sie es kannten und wollten, war ein Abtrünniger. Gerechtigkeit, Verstehenlernen einer anders gearteten Wesensart blieb ihnen eine überflüssige, unbekannte Sache...

Der Rößlewirt hatte das letzte Wort gehabt. Nun wandte er sich zum Gehen.

„Ich mein fast, man sollt' ein Viertele auf den Schreck trinken," sagte er anzüglich. Er wußte, wie er seine Schafe scheren mußte. Seine Worte hatten Erfolg. Schwerfällig schob sich der Gegenbauer an seine Seite.

Der Winter schafft dem Bauer übrige Zeit, schwere Glieder und unruhigen Kopf. Hinter den zweien stapfte der Tannenhofer drein. Andere besannen sich noch, schlossen sich dann aber mit einem scheuen Blick, ob einer sie wohl sehe, den Voranschreitenden an.

„Trinket Ihr ‚Neuen'?" fragte der Wirt von der Schenke her, „ich mein zwar, er ist nimmer so gut."

„He... ich glaub fast, ich nehm' ‚Alten'." Der Gegenbauer sagte es. Und weil er es war, der es sagte, bestellten alle den teueren Wein... Was der konnte, Herrgottsakrament, das konnten sie auch!

„Ja, ja... der Moosnarr..."

Da lag das Wort wieder, an dem sich alle stießen und rieben.

„In die Luft 'neinschlagen sollt man ihn, daß er sechs Wochen lang nimmer 'runter käm."

„Schon, schon... wenn man's Neueste von ihm weiß."

„Schon wieder was?"

„He ja.. sein Torfmoos will er jetzt modern anpacken... Eine Maschine will er hertun im Frühjahr..."

„Eine Maschine?"

„He ja... und entwässern will er das Ried. Schon am graben sei er — —"

„Na wird er einem noch die schwarze Schlammflut über die Felder leiten, der Moosnarr."

„Das wär noch's Recht'!"

„Einsperren lassen sollt' man so was."

„Wohl, wohl!.. Das sind halt die Hohenheimer!"

„Die Stehkragenbauern!"

Bald schrieen sie alle laut durcheinander. Wohl, wohl, so war es! Aus der Art, sollte heißen aus ihrer Art geschlagen war der Basil Salmaser!! An Überhebung hatte der immer gelitten. Er paßte nicht zu ihnen!

Torfmaschinen!

Sollte man sich das bieten lassen?

Ihre Väter, sie selber hatten allemal im Frühjahr den Bedarf mit der Hand gestochen, die Wasen in Männlein zum Trocknen aufgestellt, abgefahren im Herbst. Nun kam der Moosnarr, der Simpel, und wollte neue Moden einführen! Was dann kam, war klar. Gehörte nicht der Torf zu den Kraftquellen des Landes wie Kohle, Wasser, Elektrizität? Zu den Dingen, auf die der neue Staat sein Augenmerk zu allererst gerichtet hatte? Wohl, wohl... so war es! Die neue Regierung, die besitzfeindliche, gefräßige, wurde angelockt. Bauer hab acht! Über den Torfweg würde die Sozialisierungskommission hereinkommen — und über die Felder und Äcker, über Hof und Viehstand ging sie wieder hinaus! Und dann: Gut' Nacht mit der Selbständigkeit auf eigener Scholle!

„Ja, ja... grad so ist es!"

„Die Sozialisierungskommission wird er uns auf den Hals hetzen, der Moosnarr!"

„Nu schlägt's aber zwölfe!"

„Aufhören soll er!"

„Wohl, wohl... aufhören soll er mit seiner Narrheit!"

„Die größen Möser, 's Wurzacher, 's Haidgauer, 's Arrisrieder, he ja, die soll der Fürst nur mit Maschinen in Betrieb nehmen; die kleinen, die soll man uns in Ruh' lassen!"

„Aber zu den Großkopfeten möcht er halt zählen, der Salmaser Basil. So ist's halt immer mit seiner Sippschaft gewesen!"

„Was hat er sich da oben überhaupt abzusondern?" schrie jetzt der Gegenbauer und schlug auf den Tisch.

Das Wort hatte allen schon lange im Blut herumrumort. Nun sprang es wie eine gefesselt gewesene Flamme auf und jagte ihnen die Hitze in den Kopf.

„Ist er zu vornehm, mit uns am gleichen Tisch zu sitzen?" Der Wirt schürte das Feuer.

„Gelten die Dorfleut ihm nichts?"

„He ja... wenn sogar der Pfarrer einer ist, der ihm mit sei'm Beispiel vorangeht!" Der Schmied, dem das Weiße der Augen unheimlich aus dem schwarzen Gesicht heraus leuchtete, reckte sich auf.

„Sehr richtig... eben grad hab ich's auch gedacht."

Der Gemeindekassierer schrie: „Hat überhaupt schon einer den Moosnarr in der Kirch' gesehen?"

„Samt seiner Packasch' aus der Stadt?"

„Ha no, Tannenbauer, die Packasch tät man denn freilich schon besser heraußen lassen aus dem Gotteshaus."

„Das will ich meinen!"

„Unsre Kirch' ist nur für anständige Weibsleut da."

„Wohl, wohl... das sind wir unserm Herrgott schuldig."

In hohen Wogen ging das überlaute Geschwätz.

„Da kann die Christel aber wirklich von Glück sogen, daß sie von ihm fort ist."

„He ja, richtig... einen Buben hat sie kriegt..."

„Was?"

„Wohl, wohl... heut kommt's im Schwäbischen Boten."

„Die Geburtsanzeige vom Doktor Steinhauser?"

„Gib auch die Zeitung, Fridolin!"

Der Wirt reichte das Blatt herüber.

„Da steht's, bei Gott... ein Sohn..."

„Man sollt' ihm das Blatt hinauf schicken in sein' Stadel, dem Moosnarr, dem Simpel!"

Und weiter ging der wüste Lärm. Die Klappermühle hatte neues Wasser zum Laufen...

Wie immer, solang die Erde steht und noch stehen wird, kam es nach der alten Menschenregel: „Wenn er sich um uns nicht kümmert, werden wir uns um somehr mit seinen Dingen beschäftigen."

Sie hatten ihren Herrgott immer breit im Mund, im Herzen den Haß. Das hielten sie für gut vereinbar miteinander. Unduldsamkeit erzeugt Hetze. Hetze verdirbt den Charakter. Zur Gewohnheit geworden, ist sie ein Hohn auf jedes Kruzifix des leidenden Heilands, das an Weg und Kapelle steht.

Beim Rößlewirt aber schwadronierten sie und tranken Wein. Ihre Gesichter glühten verzerrt durch Dunst und Qualm.

(Fortsetzung folgt.)

Der Osterbraten.

Humoreske von **Georg Persich.**

(Nachdruck verboten.)

Noch jede Ostern, mochte das Fest früh oder spät fallen, hatten Müllers in Berlin die Tante Emilie besucht, die in einem kleinen Provinzstädtchen wohnte, wo sich, wie Herr Müller behauptete, die Füchse Gute Nacht sagten.

„Man darf seine verwandtschaftlichen Beziehungen nicht ganz einrosten lassen", meinte er. „Und die Alte hat Geld, muß Geld haben! Ist Haus- und Grundbesitzerin und von einem Geiz! Als sie das letzte Mal vor zwölf Jahren in Berlin war, war doch alles noch so billig und ich habe sie öfter freigehalten. Trotzdem hat sie jahrelang gestöhnt, was das für eine schrecklich teure Reise gewesen wäre. Na, die lachenden Erben! Und wir sind die nächsten!" Und Herr Müller lachte schon im voraus.

Aber da war letzte Weihnachten eine Frau aus dem Städtchen gekommen. Die besuchte ihre in Berlin verheiratete Tochter und überbrachte einen schönen Gruß von der Tante. Und dieser redseligen Dame hatte Müller ein wenig auf den Zahn gefühlt.

Zunächst, wie es der Tante gesundheitlich ginge. Nicht besonders; sie litte noch an den Folgen einer Influenza. Müller und Frau machten mitleidig: „Oh, oh!" Aber das wäre ja sehr bedauerlich. Und dann gab Müller dem Gespräch geschickt eine Wendung, so daß man sich unversehens bei den Verhältnissen der Tante befand, den materiellen, finanziellen.

Ja, sie hätte als Hausbesitzerin wohl auch ihre Sorgen! Und sie hätte auch schon davon gesprochen, daß sie verkaufen und dann ganz fortziehen wollte, wahrscheinlich nach Berlin zu ihrem Neffen.

„Oh, oh!" machten Herr Müller und Frau wieder, und diesmal klang es aufrichtiger, weil es aus Mitleid mit sich selbst geschah. Das wäre doch ein sehr schwerwiegender Entschluß, den sich die Tante nur reiflich überlegen sollte.

„Wenn Sie Ostern kommen, und sie erwartet Sie, wollte sie mit Ihnen darüber reden."

„Bereden kann man ja alles", meinte Müller gedehnt, und fragte, warum die Tante nicht längst schon wieder mal auf kurzen Besuch nach Berlin gekommen sein.

„Das teure Reisegeld jetzt —!"

„Aber so knapp wird sie's doch nicht haben!"

„Nun, rechnen und sich einschränken müßten heute die meisten Menschen!"

Müllers wurden sehr einsilbig. — —

Und seit dieser Weihnachtsvisite war kaum ein Tag vergangen, an dem man sich nicht über Tante Emilies Verhältnisse, die materiellen, finanziellen, unterhalten hätte.

„Ich denke mir, die Alte wird in Effekten und in Valuta spekuliert haben," sagte Herr Müller, „und wird dabei wohl auch im Stacheldraht hängen geblieben sein. Jetzt schämt sie sich in ihrem Nest und möchte in Berlin untertauchen. Ja, man erlebt wenig Freude an seiner Verwandtschaft!"

Und auf einmal war er sich schlüssig geworden: die Tante sollte diese Ostern nicht besucht werden. Als Grund wollte man ihr angeben: die hohen Eisenbahnfahrpreise, die sich in dieser schlechten Zeit nicht mehr erschwingen ließen. Und wollte überhaupt durchblicken lassen, daß man auch nicht auf Rosen gebettet sei. Daraus würde Tante Emilie schon ihre Schlüsse ziehen.

Der Brief wurde geschrieben, aber eine Antwort kam darauf nicht.

„Läßt tief blicken!" meinte Herr Müller. „Das wäre ein Riesenreinfall geworden. Wir hätten Wanda und Herta mitnehmen müssen und die Reise hätte uns mindestens sechshundert Mark gekostet. Dafür hätten wir ein paar Schokoladeneier bekommen und zum Abschied vielleicht noch ein halbes Pfund Butter oder diesmal bloß noch ein Viertelpfund. Für das Geld werden wir uns hier zu Ostern was Extraes leisten. Lammbraten mit Spargel und eine anständige Flasche Wein! Und einen feinen Ausflug mit Kaffee, Kuchen und warmem Abendbrot! Was kann das schlechte Leben nützen! —

Und ein lieblicher Lammbratenduft zog am Ostersonntag vormittag durch das Heim der Familie Müller.

„Man müßte eigentlich Türen und Fenster aufmachen, damit die verehrten Nachbarn auch was davon abkriegen!" meinte der immer menschenfreundliche Gatte und Vater. „Wenn wir in unserer Ahnungslosigkeit Tante Emilie besucht hätten! Da würde es heute keinen Lammbraten gegeben haben! Wer sich verspekuliert hat, kann am Finger lutschen!"

Wanda hatte schon den Tisch gedeckt, als es draußen klingelte.

Herta öffnete. Ein Ausruf der Überraschung.

Und da hörte Herr Müller eine Stimme, bei der es ihm kalt über den Rücken lief.

Tante Emilie! Und ausgerechnet jetzt, wo man essen wollte! Nein, man erlebte nie Freude an der Verwandtschaft!

„Da Ihr mich Ostern nicht besuchtet, mußte ich wohl zu Euch kommen," sagte die Tante. „Ich hatte übrigens auch sonst in Berlin zu tun."

„Aha!" dachte Herr Müller. „Von wegen des Umzugs!"

„Warum hast du denn deinen Besuch nicht angemeldet?" fragte er vorwurfsvoll.

„Weil ich bis zuletzt geschwankt habe, ob ich die Reise machen sollte. Das viele Fahrgeld! Und man liest ja auch so wenig Gutes von eurem Berlin!"

„Ja, wohl dem, der hier nicht zu wohnen braucht!" erwiderte er bedeutungsvoll. „Du glaubst gar nicht, wie wir euch in der Provinz beneiden! Wenn ich da zuhause wäre, keine zehn Pferde sollten mich nach Berlin ziehen. Miserabel lebt's sich hier!"

Die Tante hob schnüffelnd die Nase. „Ihr wolltet wohl gerade essen?"

„Ja, heute etwas zeitig, weil wir für Nachmittag Verabredung zu einem kleinen Osterausflug haben."

Es verlohnte sich wirklich nicht mehr, auf diese Provinztante viel Rücksicht zu nehmen. Auch Wanda und Herta beherrschten sich hinsichtlich Liebenswürdigkeit. Man sah es ja dem Besuch auch an der Kleidung an, daß er nicht mehr auf zeitgemäßer Höhe war. Das Kostüm augenscheinlich gewendet, der Hut vom vorigen oder vorvorigen Jahre.

„Dann störe ich wohl gar?" meinte Tante Emilie. „Aber ich wollte mich doch einmal persönlich nach euch umsehen. Du schriebst mir, daß du das Reisegeld nicht mehr erschwingen könntest und ich schloß daraus, daß es euch nicht gut ginge. Aber ich habe mich anscheinend geirrt."

„Man muß auskommen!" sagte Herr Müller. „Und man kommt aus, wenn man richtig wirtschaftet und sich nicht auf faule Spekulationen einläßt. Tja — aber zu ver-

schenken habe ich nichts und auch nichts zu verborgen. Heute muß jeder sehen, wie er mit sich allein fertig wird."

Frau Müller hatte sich noch nicht blicken lassen, sie war in der Küche zu sehr beschäftigt.

Tante Emilies Nase nahm wieder Witterung. „Sag deiner Mutter, der Braten wird anbrennen, wenn sie nicht aufpaßt!" wandte sie sich an eines der jungen Mädchen. „Und es wäre doch schade darum!"

„Mutter wird schon aufpassen!" meinte Herr Müller. Und zu seiner Tochter: „Bleib man hier!" Er ärgerte sich immer mehr über die Tante, die an seinem Osterbraten doch offenbar nur solches Interesse nahm, weil sie mitessen wollte. „Aber daß du die Reise gemacht hast!" wunderte er sich. „Diese Unkosten!"

„Wie ich schon sagte, ich hatte hier auch geschäftlich zu tun — bei meinem Bankier."

„Auch reingefallen?" lachte der Neffe spöttisch. „Davon hättest du man die Fingerchen lassen sollen. Und nun bist du in tausend Ängsten, wie? Und weißt dir nicht mehr zu helfen? Tja — Tante Emilie, wenn man so alt geworden ist wie du, soll man nicht mehr aufs Glatteis gehen."

„Da hast du ganz recht," antwortete sie. „Aber auch jüngere Esel sind schon aufs Eis gegangen und haben sich ein Bein gebrochen. Der Hauptzweck meines Besuchs in Berlin war der: Die Tochter meiner Freundin, die euch zu Weihnachten besucht hat, ist ja hier verheiratet und der junge Mann hat jetzt Gelegenheit, eine kleine Fabrik zu kaufen. Dazu braucht er zweihunderttausend Mark. Nun wollte ich mich mal an Ort und Stelle erkundigen. Der junge Mann ist ehrlich und fleißig, die Fabrik eine solide Sache. Auch die Auskünfte, die mein Bankier eingeholt hat, lauten gut. Da will ich nun die zweihunderttausend Mark hergeben."

„Du — —?"

„Nun ja, ich!"

„Aber kannst du denn — hast du denn — —?"

„Soviel, daß ich sogar für andere etwas übrig habe, die nicht allein mit sich fertig werden!"

„Aber liebe, beste Tante — das will doch überlegt und besprochen sein! Du kennst Berlin nicht, ich kenne es aus dem ff. Kinder, — helft doch Tante beim Ablegen! Du ißt mit uns! Versteht sich! Lammbraten mit Spargel, Spargelspitzen! Und nachher machen wir zusammen unseren Ausflug!"

Tante Emilie stand stocksteif. „Ich danke! Ich esse bei den jungen Eheleuten, wohne ja auch bei ihnen." Und wieder schnüffelte ihre Nase. „Es wird ja auch Zeit, daß ihr zu Tisch kommt. Euer Braten ist nun schon richtig angebrannt. Grüß deine Frau von mir! Und fröhliche Ostern allerseits!"

„Aber Tantchen, liebes Tantchen — —!"

Sie ließ sich nicht halten und ging.

Und der Osterbraten war nicht nur angebrannt, sondern auch versalzen — wenigstens schien es Müllers so.

Bunte Chronik

* **Ein Glockenspiel aus Porzellan.** In Meißen wird im Sommer in der Stadtkirche zum erstenmal ein Glockenspiel erklingen, dessen Glocken nicht aus Silber oder Bronze, sondern aus Meißener Porzellan hergestellt werden. Der Ton der Porzellanglocken soll dem der Bronze- und Silberglocken in der Weichheit und Feinheit überlegen sein. Insgesamt wird das Spiel aus etwa 60 Glocken bestehen.

*

* **Der Zug nach dem Westen.** Über den Zug der Großstädter nach Westen hat sich schon mancher den Kopf zerbrochen. Paul Lindau hielt ihn für eine durch nichts begründete Modekrankheit. Dr. A. von Witte meinte neuerdings im „Berliner Lokal-Anzeiger": „Die Ursache dieses Zuges hat uns noch niemand überzeugend entschleiert. Ich halte die Sache für durchaus nicht so rätselhaft, wie sie — allem Anschein nach — unseren lieben Mitbürgern noch immer erscheint. Alles in dieser schönen Gotteswelt hat seine natürlichen Ursachen, also wohl auch der Zug der Großstädter nach Westen. Nach einem sehr einfachen Naturgesetze ist nördlich und südlich vom Äquator bis hinauf zu den beiden Erdpolen die weitaus vorherrschende Richtung der Winde die westliche. Ist es da ein Wunder zu nennen, daß gleich beim Beginn der Entwicklung unserer ganzen modernen Industrie die Fabriken mit ihren rußenden Schloten möglichst dahin verlegt wurden, wo sie der Bevölkerung am wenigsten zur Last fielen, d. h. möglichst abseits der Stadt und ganz besonders nach Osten? Wer hätte es wagen dürfen, solch einen Riesenschlot im Westen der Stadt aufzubauen, von wo seine Rauchwolken den weitaus größten Teil des Jahres über die bedauernswerte, dichtbevölkerte Stadt hinweggewälzt würden? So entstanden die meisten Fabriken im Osten, und die arbeitende Bevölkerung siedelte sich natürlich in ihrer nächsten Umgebung an. Wenn nun auch die Stadt in ihrem ungeheuren Wachstum die Fabrikanlagen umklammerte und sogar noch weit über sie hinausgriff, so wurde dadurch an der Gesamtlage doch nicht viel mehr geändert, die Industrie behielt ihren Hauptsitz im Osten, und der Westen blieb so gut wie vollständig verschont. Ferner ist aber noch zu erwägen, daß solch eine Riesenstadt mit ihren Menschenmillionen eine gewaltige Menge Gift — Kohlensäure, Miasmen aller Art usw. — ausatmet, ausdünstet! Und das alles wälzt sich über die Stadt hinweg, vorwiegend nach Osten. Ist es da zu verwundern, daß die Luft im Westen den weitaus größten Teil des Jahres hindurch frischer, kühler, reiner und gesünder ist als im Osten, und daß jeder, der es sich leisten kann, nach Westen drängt? Summa Summarum: Der angeborene Trieb nach gesunder, reiner, miasmenfreier Luft ist es, der dem Einwohner der Großstadt den Weg nach Westen weist, wo er sie aus erster Hand von schönem, frischem, grünem Walde oder von Feld und Wiese empfängt. Die tiefste natürliche Ursache ist und bleibt also: Das Vorherrschen der westlichen Winde.

*

* **Drahtlose Scherze angesichts des Todes** werden von amerikanischen Blättern berichtet. Es handelt sich dabei um den norwegischen Dampfer „Orentoft", der kürzlich etwa 700 Meilen von der amerikanischen Küste entfernt, mit seiner ganzen Besatzung im Sturm untergegangen ist. Vor dem Sinken des Schiffes gab der an Bord befindliche Beamte des drahtlosen Funkapparates das in solchen Fällen übliche Notzeichen Sos (Save Our Soles), das von dem baltisch-amerikanischen Dampfer „Esthonia" aufgefangen wurde. Der angerufene Dampfer setzte sich sofort zur Rettung in Bewegung, kam indessen viel zu spät. Schon der erste Ruf, den er auffing, endete mit einem Scherz. An den Ruf um Hilfe schlossen sich folgende Sätze: „Schade um die blauen Jungens, die in einer solchen Sturmnacht auf hoher See sein müssen. Der Alte (Kapitän) glaubt, daß der Sturm noch schlimmer kommt. Wir werden wohl ein kleines Picknick veranstalten." Der Kapitän der „Esthonia" meldete zurück, daß er zur Hilfe komme. Eine Stunde später wurde der folgende Spruch aufgefangen: „Der Steward macht eben belegte Brötchen für die Rettungsboote zurecht. Das Picknick kann also bald beginnen." Nach einer halben Stunde später folgte wieder ein drahtloses Telegramm: „Unser alter Kasten sieht jetzt aus wie ein schiefgetragener Stiefelabsatz. Bei solchem Wetter sollte man wirklich nicht ohne Regenschirm draußen sein." Das nächste Telegramm kam von dem Kapitän des seinem Schicksal verfallenen Schiffes. Es hatte folgenden Wortlaut: „Unser Schiff ist am Sinken, und die Boote sind zerschellt. Wir können uns nicht mehr länger halten." Dieser letzten Nachricht von dem Kapitän des sinkenden Schiffes fügte der Beamte des Funkenspruchapparates folgende Nachsätze zu: „Die Meldung kommt vom Kapitän und er weiß ja wohl Bescheid. Wo habe ich nur meinen Hut hingelegt. Es tut uns wirklich leid, daß wir nicht warten konnten, bis Sie kamen. Aber wir haben anderswo dringende Geschäfte. Leben Sie wohl." Dieser Radiotelegraphist ging, wenn man seinem Telegramm glauben soll, mit einem Lächeln auf den Lippen in den Tod.

Kleine Rundschau-Ecke

Eine nette Hausfrau. Sie: „Du hast ja den ganzen Wäscheschrank durchwühlt!" — Er: „Ja, ich suchte ein Paar Strümpfe." — Sie: „Aber da lagen doch sechs Paar obenauf!" — Er: „Ich meinte ein Paar ohne Löcher."

*

Verschiedene Auffassung. „Else", sagte Herr Müller melancholisch, „nie nennst du mich Liebling oder Schatz, wie andere Frauen es tun." — „So?" rief Frau Else entrüstet aus, „nennen dich andere Frauen so?"

*

Wortspiel. „Die Anna Gipfel ist ja wohl schon sehr oft verlobt gewesen?" — „Ja, der ihr ganzes Vorleben war ein Verloben."

Verantwortlich für die Schriftleitung Karl Bendisch in Bromberg. Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H. in Bromberg.